

(Nachdruck verboten.)

4 Auf der letzten Schwärze.

Roman von Gustav af Geijerstam.

Als Bumm sich eine Brise zu Gemüt geführt hatte, schlug er den Weg hinauf zum Vossenausguck ein, wo es schwarz von Menschen war, die beratend und durch das Fernrohr aufs Meer hinausblickten. Dabei fiel es dem guten Bumm ein, daß er ja eigentlich auch ging und darauf wartete, daß der „Delphin“ heim kam. Niels hatte ihm ein großes Netz voll Fische versprochen, weil er ihm bei der Grundlegung des Hauses behilflich gewesen war, das er baute. Nun ging Fille Bumm umher und dachte an diese Fische, und er dachte mit Appetit an sie. Aber gerade deshalb mußte natürlich just dieses Boot zuletzt kommen. Das war sonnenklar. In diesem Falle war Fille Bumm ein vollständiger Pessimist. Aber das verhinderte doch nicht, daß er dachte, er könnte ganz gut hinauf zu den andern gehen und sich ein Stündlein damit vertreiben, von dem Sturm zu sprechen, der jetzt nun schon den siebenten Tag tobte. Der alte Bumm gehörte sonst zu jenen, die am liebsten ihren Weg für sich gehen, wenigstens so lange er nüchtern war. Aber an diesem Tage fühlte Bumm sich gesprächig und zum Verkehr mit Menschen aufgelegt, und darum kletterte er den Felsen hinauf und dachte gerade daran, sich hinter der kleinen Vossenhütte niederzulassen, die ganz oben auf der Klippe lag, als er es sich plötzlich anders überlegte und einen Weg einschlug, der hinaus über die Klippen führte.

Bumm war nämlich äußerst neugierig, und es war seine Spezialität, genau Buch darüber zu führen, was die Mädchen im Dorfe vorhatten, und nun hatte er etwas gesehen, was keiner der andern sah und was er um alles in der Welt nicht begreifen konnte. Er sah nämlich eine einsame Mädchengestalt sich im Winde von einer Klippe erheben, ein Stückchen weit von der Stelle, wo er stand, und an dem Gang und dem weißen Kopftuch glaubte Bumm sie zu erkennen. Darum war es für ihn die natürlichste Sache der Welt, daß er sich stellte, als sei er andern Sinnes geworden, und anstatt sich niederzulassen, begann er allein über die Felsen zu gehen, in derselben Richtung wie die weibliche Gestalt.

Das Mädchen ging rasch, und es wurde Bumm nicht leicht, ihr zu folgen. Aber als sie bei der Friedhofsmauer angelangt war, bekam Bumm sie einen Augenblick zu sehen, wie sie da in dem Lichte der hellen Sommernacht stillstand, und da sah er, daß es Märta war. Was sich in der Familie zugetragen hatte, davon war Bumm natürlich ebenso wie die ganze Insel, eine halbe Stunde, nachdem es geschehen war, unterrichtet, und darum begriff er auch, daß es etwas ganz Besonderes sein mußte, was die junge Märta vermochte, sich gerade an diesem Abend von daheim zu entfernen. Um etwas zu thun zu haben und um gleichzeitig seine Neugierde zu befriedigen, folgte Bumm ihr nach, und als Märta vor der Bant stillstand, wo Mutter Albertina saß und so ungeduldig davon sprach, wie alles daheim stand, und vom „Delphin“, der nicht zurückgekehrt war, da stand Bumm auch ganz unschuldig auf der Brücke des Handelsmanns unten am Meer und sah aus, als guckte er sich das Wetter an. Und als Märta nach Hause lief, da lief Bumm hinter ihr her, so geschwind ihn seine alten Beine tragen wollten, und das war so wahrhaftig nicht so langsam. Denn Bumm war ein Hauptkerl, und trotz seiner wohlgezählten fünfundsiebzig Jahre hätte niemand einen Fehl an seinem Körper entdecken können. Hätte Märta nicht an so viel andres zu denken gehabt, würde sie ihn bestimmt gehört haben und erschrocken sein.

Nun hörte sie, wie wir schon wissen, gar nichts, und Bumm kam gerade zu rechter Zeit an, um die Thür hinter dem laufenden Mädchen zufallen zu sehen.

Da machte Fille Bumm mitten auf der Straße Halt und stand eine lange Weile da, eine ganze Kette von Gedanken denkend.

Das Mädchen war allein gewesen, und soweit er bemerken konnte, hatte sie niemand getroffen. Sie hatte sich in Mutter Albertinas Hütte zu schaffen gemacht, und von dort war sie umgekehrt und direkt nach Hause gelaufen, als hätte sie Feuer in den Kleidern. Daheim hatte sie niemand, der auf

sie wartete, und die ganze Zeit über war sie, wie gesagt, allein gewesen.

Nun giebt es nichts Wunderlicheres als das, worauf Mädchen verfallen können, und nie kann man ihre Wege verstehen, wenn man nicht die Liebe mit in Berechnung zieht.

Dies wußte Fille Bumm, teils aus eigener Erfahrung, teils durch fleißig geübte Beobachtung, und als er eine Weile gegrübelt hatte, fiel ihm der „Delphin“ ein, der noch nicht zurückgekehrt war.

Da ging ihm ein Licht auf. Er schnippte mit den Fingern und stieß einen langgezogenen Pfiff aus.

„Niels,“ sagte er dann ganz laut. „Soho! Steht es so?“

Damit machte er rechtsunkehrt und trabte ganz vergnügt, als wäre ihm selbst etwas Erfreuliches passiert, heim in sein Bett, wo seine Alte schon lag und schnarchte.

Aber auf diese Art waren es zwei, die um Märtas Geheimnis wußten, und da war es, wie jedermann sich denken kann, gut bewahrt.

4.

Am folgenden Morgen, als Märta erwachte, lag der „Delphin“ schon in dem geräumigen Hasen verankert, um den die grauen Schwärze sich wie in einem Ring zusammenschlossen. Die Segel waren geborgen, das Verdeck war leer, und das grüne Plankbrett des Bootes schaukelte sich in einer sanften Weile mit schweren Schlagwellen nach dem Sturm.

Denn während der Nacht hatte der langwährende, harte Wind sich gelegt. Gleich nach Mitternacht war er so nach und nach eingeschlafen, und gegen zwei Uhr morgens erwachten Männer und Frauen in ihren Betten von der wunderlichen und ungewohnten Stille. Der Wind heulte nicht länger um die Hausdecken, er riß nicht an den Dachziegeln, piff nicht im Schornstein, rüttelte nicht an den Fenstern. Er hatte mit einem Male seinen großen Rachen wieder geschlossen, und die Stille war so gewaltig, daß sie die Menschen weckte, als rüttelte sie sie zu dem Gefühl einer drohenden Gefahr auf. Und Männer und Frauen öffneten wie trunken ihre Augen. „Es ist ruhig auf dem Meer geworden,“ sagten sie. Und damit atmeten sie erleichtert auf und schlossen die Augen zu ruhigerem Schlummer für die kurzen Augenblicke, bis die frühe Sommernorgensonne sie zu dem neuen Tage weckte.

Aber alle, die jemand mit dem „Delphin“ erwarteten, schüttelten die Schlaftrübe ab und gingen hinauf auf die Klippen, um übers Meer zu spähen. Sie kamen gerade zu recht. Denn just wie der „Delphin“ in den weiten Hasen einlief, wo die Schlagwellen zwischen den Schwärzen mit kürzeren Stößen und weicherem Glucksen gingen, kamen die Männer und Frauen heraus und sahen, daß das große Boot schon angekommen war. Sie hatten knapp Zeit, hinab in die Ruderboote zu stürzen und hinaus zu rudern, um den Heimkehrenden den Willkommensgruß zu bieten.

Nur Märta hatte, müde von Gemütsbewegung und Glück, die große Windstille, die Ankunft des „Delphins“ und alles, was es auf der Welt gab, verschlafen. Sie erwachte erst, als sie den Vater ans Dach klopfen hörte, indem er sie fragte, ob sie toll geworden sei, und ihr zurief, daß die Sonne hoch am Himmel stehe.

Darum wurde Niels, als das Boot kam, von niemand andern bewillkommnet als von Vater und Mutter, und vergebens sah er sich nach einem braunwangigen Gesichte um mit großen, blauen Augen, von dunklem, ungebärdigem Haar umgeben. Er konnte ja nicht wissen, daß Märtas großes Glück sie müde gemacht, und da er überhaupt kein großes Zutrauen zu sich selbst hatte, dachte er, daß Märta ihn gewiß vergessen habe.

Wortfarg ging er zwischen den beiden Alten die wohlbekannten Wege zu dem alten Heim. Alles war sich so gleich geblieben! Da bog der Weg an der Brücke vorbei und sprang eine Felsenplatte hinauf, auf der kein Steg mehr sichtbar war, sondern wo man auf einem halbvermoderten Block weitergehen mußte, der quer über eine Kluft geworfen dalag und zeigte, wo der Pfad weiterging. Dann schlängelte sich der Weg um ein Häuschen nach dem andern, und überall blühten ihm Gesichter entgegen, die zum Willkommensgrüße nickten, Hände suchten seine Hand, und Stimmen riefen ihn

entgegen, freundlich und froh, wie es der Brauch ist, wenn Fischer von einer langen Fahrt heimkehren. Die Zusammengehörigkeit, das Gefühl, ein Glied der großen Familie zu sein, die vom Meere abhängt und vom Meere lebt, ist stark hier draußen in den Schären, und es giebt keinen, der nicht weiß und fühlt, daß jede solche glückliche Reise ein Sieg über die gemeinsame Gefahr ist, keinen, der nicht bei diesem Anblick etwas von erhöhter persönlicher Sicherheit und Vergnügtheit fühlt. Darum leuchtet es warm über die Schären an dem Tag, an dem die Fischerboote heimkommen.

Aber Niels spürte nicht viel von der Freude, die er sonst zu empfinden pflegte, wenn er zum erstenmal nach Wochen wieder den Fuß aufs feste Land setzte. Denn seine Gedanken nahmen die ganze Zeit eine andre Richtung, und in ihm bohrte ein zitterndes Gefühl, das ihn in wunderlicher Weise nutzlos machte. Es war, als läge etwas wie Unheil in der Luft, und Niels konnte die Empfindung von etwas Schwerem nicht los werden, das ihn gegen seinen Willen überschlich und ihn grüblerischen Sinnes machte. Während die Mutter voraus heimging, um das Essen aufzutischen, folgte er dem Vater zu dem Neubau, der einsam auf der Klippe lag, unter der das Meer sich in sonnen-glühenden Wellen streckte, so weit das Auge reichte. Hier lag Niels zukünftiges Haus, hier war er im Begriff, wie alle, die es konnten, sich ein eignes Heim zu zimmern, und hier ganz weit draußen auf der Landspitze hatte er sich den Platz gewählt, wo er leben wollte. Niels stand da und sah sich um, wie weit die Arbeit vorgeschritten war. Das Haus war unter Dach gekommen, und das weiße Zimmerholz mit seinen leeren Fensterlücken, durch die das Meer blau leuchtete, schimmerte und brannte in dem klaren Sonnenschein.

Mit dem Sinn des Westküstenbewohners für sein Heim sah Niels, daß dies schön war, und er dachte an die, um derentwillen er eigentlich baute. Aber es war ihm, als sei sie plötzlich so unerklärlich weit von ihm entfernt, und mit diesem Gedanken bildete sich gleichsam ein leerer Raum um ihn, und er konnte sich nicht, wie er es erwartet hatte, froh fühlen, während er da stand und das Heim ansah, das ansah, sich über die Klippe zu erheben, und das sein war. Er begann zu überlegen, ob er wohl das Richtige gethan, als er sich entschloß, daheim zu bleiben und sich für immer an die Klippe zu binden, wo Generation um Generation seines Geschlechts aufgewachsen war, geheiratet und ein Heim gegründet hatte, Kinder geboren, alt geworden und gestorben war. Niels wurde wehmütig ums Herz, als er an all das dachte, anstatt froh, und sein eignes Ich kam ihm in dem glühenden Sonnenschein entgegen wie ein Gespenst zur Nachtzeit.

„Bist Du nicht zufrieden?“ fragte der Vater. „Woran denkst Du?“

„Ja, gewiß,“ sagte Niels. „Das ist ja geschwind gegangen.“

Mehr konnte Niels nicht sagen. Denn er hatte ja allen Grund, zufrieden zu sein, und woran er jetzt dachte, wie er da stand, das waren ja nur Dummheiten. Aber er konnte nicht ins richtige Geleise kommen, und er wußte nicht die wunderlichen Gedanken zu deuten, die in dem Sonnenschein dieses Julimorgens gaukelten.

Er hatte es zu gut, das was das Ganze, sagte Niels zu sich selbst. Und er lächelte über seine Absonderlichkeiten.

Daß Niels in diesem Sommer mit dem „Dolphin“ ausgefahren, war nämlich durch einen Zufall geschehen. Denn Niels war eigentlich Lotse. Er war der jüngste unter den Lotfen, und zum Herbst sollte er seine Ernennung bekommen und den Dienst antreten. Niels war übrigens aus einer alten Lotfenfamilie. Der Vater war Lotse gewesen und sein Vater vor ihm ebenfalls. Alle hatten sie auf dem Meere gelebt und Fahrzeuge in den Hasen geleitet und hinaus auf dieselbe weite Fläche gestarrt, die so friebvoll im Sonnenscheinglühern lächelt und so zornig droht, wenn der Sturm den Spiegel zerbricht und die Bogen in Schaum und Gischt zum Strande peitscht.

Die Sache war auch die, daß der alte Claussen Lotse gewesen, es aber nicht mehr war, und dies hing damit zusammen, daß der alte Claussen einen künstlichen Fuß hatte und einen richtigen. Den künstlichen Fuß hatte er vom Staate bekommen zugleich mit seiner Pensionierung, als er von dem Berdeck des englischen Lastendampfers hinab in den Frachtraum gefallen und für Lebenszeit zum Strüppel geworden war. So lange Niels lebte, würde er sich an den Tag er-

innern, an dem dies geschehen war. Es war an einem Oktoberabend, und zwei Männer kamen in die Hütte, in der er allein mit der Mutter war, und die zwei Männer blieben bei der Thüre stehen, ohne ein Wort herauszubringen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eine Stüke der Gesellschaft.

Von Jean Julien.

Herr Deutremont wartete erst einige Minuten im Vorzimmer der Kanzlei, da bat ihn Maître Berguet selbst mit ehrerbietiger Dienstbeflissenheit, in sein Privatbureau treten zu wollen.

„Sie erraten wohl die Gründe, die mich veranlaßt haben, Sie zu mir zu bitten, nicht wahr, verehrter Herr? Wir sind hier auf neutralem Boden und können uns hier ganz vertraulich unterhalten. Zunächst muß ich Ihnen sagen, daß ich nicht als Mandatar von dem oder jenem handle, wenn ich mir erlaubt habe, in so peinliche Verhältnisse einzugreifen. Nicht der Mann des Gefeges spricht zu Ihnen, sondern der Mann von Welt, dem es leid thäte, wenn sich das Gesetz mit einer so delikaten Angelegenheit beschäftigte und der vor allen Dingen die Ehre zweier durchaus ehrenwerter Familien wahren will, der Ihrigen und der Ihrer Frau Gemahlin.“

„Die Glende!“ murmelte Deutremont im dumpfen Tone.

„Die Schimpfsworte, die Sie Madame Deutremont zuschleudern können, sind durch die Thatfachen leider nur zu berechtigt, und ich kann die Aufwallungen Ihres Zornes recht wohl verstehen. Trotzdem kann ich Ihnen nicht dringend genug Ruhe und Kaltblütigkeit empfehlen, denn nur damit kann man eine so ernste Situation richtig beurteilen. Nicht mit den Nerven löst man eine so ernste Frage, sondern mit dem Verstande; betrachten wir also den Fall ruhig wie vernünftige Leute. Ein Skandal hat noch nie jemand genützt. Madame Deutremont hat die eheliche Wohnung vor zwei Tagen verlassen; wo ist sie? Bei einem Geliebten, daran dürfen Sie nicht zweifeln.“

„Ich werde sie alle beide töten!“ rief der Gatte und machte eine große Geste, als schwingte er einen Dolch.

„Ich bitte Sie, verehrter Herr, keine Kinderei. Reden wir ernsthaft! Diese Sitten der Urzeit sind nichts mehr für unser Jahrhundert, nur ein Dummkopf oder ein Wilder tötet noch bei solcher Gelegenheit; bleiben wir in unsren Kreisen. Ich zweifle nicht — und niemand zweifelt daran, daß Sie geneigt sind, Ihre Ehre um den Preis eines Verbrechens zu rächen, und der sich daraus ergebende Skandal würde Sie ebenso wenig erschrecken, als die immerhin peinliche Erledigung der Angelegenheit durch eine Scheidungssache; doch Sie gehören ebenso wenig zu den Kreisen, wo man tötet, wie zu denen, wo man sich scheiden läßt.“

„Das ist richtig! . . . In der Aufregung hätte ich fast ganz vergessen! . . . Was soll ich thun?“ fragte Deutremont plötzlich beruhigt.

Erfiens sollen Sie sich fragen, ob das, was Ihnen da passiert ist, nicht auch ein wenig Ihre Schuld ist; ob Sie sich nicht auch einige Seitenprünge vorzuwerfen haben; ob Sie sich immer als guter Ehemann benommen und Madame nicht vernachlässigt haben?“

„Ich will das nicht ableugnen . . . ja, gewiß . . . aber schließlich bin ich . . . ich doch der Mann!“

„Sie haben ganz recht, das bestreite ich nicht, und das Recht ist vollständig auf Ihrer Seite; doch Ihr Verhalten kann Sie — ich will nicht sagen — zur Schwäche, wohl aber zum Mitleid bewegen. Die Schuld ist vielleicht nicht so groß, wie man glaubt; eine wohlgezogene junge Frau, Herrin eines großen Vermögens, wirft sich nicht so mir nichts dir nichts fort. Und selbst wenn — hat Christus der Ehebrecherin nicht verziehen?“

„Ja, aber er hat doch nicht . . .“

„Ich sage das auch mir, um an Ihre religiösen Gefühle zu appellieren — ich möchte mit einer Ehrenfrage nicht gern Geldinteressen verquiden — und um Ihnen Nachsicht anzuraten. Ich weiß, ich verlange von einem beleidigten Gatten viel; doch die Verzeihung ist herrlich, die Verzeihung ist himmlisch und erhaben, und sie ist trotz allem die Lösung, zu der Leute, wie Sie, greifen müssen.“

„Wirklich? Sie glauben, die Sache lasse sich arrangieren und ich könnte verzeihen, ohne daß es den Anschein hat, ich . . . Wie soll ich gleich sagen?“

„Man wird nichts erfahren, und selbst wenn man erführe, wer könnte Ihnen eine solche Grobmut zum Vorwurf machen?“

„Nun; dann macht sich ja alles vorzüglich! . . . Maître Berguet, Sie können sich schmeicheln, mir eine Riesendummheit erspart zu haben!“

„Die Sache ist also abgemacht? . . . Schön! Madame Deutremont ist gerade im Nebenzimmer; ich hatte sie zu derselben Stunde herbeigeht wie Sie; ich werde sie jetzt hereinkommen lassen. Aber ich bitte Sie, nicht zu hastig, auch nicht im Verzeihen!“

Der Notar öffnete die Thür des Salons; Madame Deutremont erschien. Sie zuckte leicht mit den Achseln, als sie ihren Mann mit gekreuzten Armen in der Pose eines Richters dastehen sah; er schien zu erwarten, sie solle sich ihm zu Füßen werfen. Sie beugte sich

einen Sessel vorzuschieben und sich an den Schreibtisch des Maitre Bergnet zu setzen.

„Sie vermuten wohl die Gründe, verehrte Frau, die mich veranlaßt haben, Sie zu mir zu berufen! Wir befinden uns hier auf neutralem Boden, wo wir uns streng vertraulich unterhalten können. Nicht der Notar des Herrn Deutremont spricht zu Ihnen, sondern der Freund, der den Wunsch hegt, eine — wenn ich so sagen darf — zweideutige Situation zu regeln. Trotz der ernsthaften Klagen, die er gegen Sie hat, und trotz des — ich muß es gestehen — berechtigten Zornes, den er gegen Sie hegt —, hat Ihr Gatte mir versprochen, ruhig zu bleiben, und ich bürgte dafür, daß er Wort hält. Also, Madame . . .“

„Um allen diesen unnützen Diskussionen ein Ende zu machen, mein Herr, erkläre ich Ihnen, daß ich im voraus auf alle Vorschläge des Herrn Deutremont eingehe.“

„Sie gehen auf alles ein, Madame? Nun, das ist in Ihrem Fall das Beste, was Sie thun können; doch Sie haben vielleicht nicht genügend nachgedacht, was Ihr Gatte von Ihnen zu verlangen berechtigt ist. Er kann die Scheidung verlangen und Sie zu einer Delloasterten erniedrigen.“

„Mir liegt durchaus nicht daran, in derselben Klasse zu bleiben wie er.“

„Er kann Sie in Saint-Lazare einsperren lassen.“

„Man wird mich nicht immer dort behalten!“

„Er kann auch ihren . . . er kann die Person fordern.“

„Diese Person ist in allen Waffen geübt.“

„Er kann Sie überraschen und Sie alle beide töten; das ist sein Recht, Madame; merken Sie sich das!“

„Mag er es doch gebrauchen!“

„Er kann, ohne so weit zu gehen — denn Ihr Gatte hegt fromme Gefühle, — Sie auf frischer That ertappen und gerichtlich belangen lassen.“

„Mag er doch!“

„Sie wissen wohl auch, daß Sie Ihren Komplizen nächster nicht heiraten dürfen?“

„Wird uns das hindern, glücklich mit einander zu leben?“

„Herr Deutremont hat das Gesetz für sich, wird aber nichts von alledem thun. Seine Erziehung stellt ihn über die spießbürgerlichen Vorurteile; die Zuneigung, die er für Sie hegt, gestattet ihm, seine Rechte zu vergessen, und ich habe ihn außerdem eben auf seine Christenpflicht aufmerksam gemacht. Zeigen Sie eine aufrichtige Reue, und er ist bereit, einen Augenblick . . . der Verirrung . . . der Schwäche zu verzeihen . . .“

„Eine Verzeihung!“ rief Madame Deutremont, sich erhebend; „niemals, niemals, niemals!“

„Gestatten Sie mir, Madame, Ihnen mein Erstanten zu bezeugen. Mein Beruf hat mich oft in die Lage gebracht, Damen als Ratgeber zu dienen, und zwar Damen der besten Gesellschaft, die nach einer . . . Abwesenheit wie der Ihrigen ihrem Gatten gegenüberzutreten, und stets — hören Sie wohl — stets sah ich, sobald ich die ersten versöhnlichen Worte gesprochen, ihre Augen sich feuchten, weinend warfen sie sich ihrem Mann in die Arme und riefen: „Wie gut Du bist!“

„Diese Damen hatten sich jedenfalls aus Laune oder Lasterhaftigkeit hingegeben und kehrten aus Eigennutz oder aus Furcht zurück; ich aber liebe! Diese Gründe wirken nicht auf mich!“

„Dann appelliere ich auch nur an die Prinzipien der Ehe und an die religiösen Gefühle, in denen Sie erzogen worden sind; Sie können und dürfen nicht Schande und Schmach über die beiden ehrenhaften Familien bringen, die mir bekannt sind; Sie werden einen Ehemann, der noch vor wenig Minuten das Unrecht, das er gegen Sie begangen, aufrichtig zugab und nur auf eine Gelegenheit, es wieder gut zu machen, wartet, nicht zur Verzweiflung treiben wollen.“

„Meine Grundsätze und meine Ansichten über die Ehre verbieten mir, zu einem Gatten zurückzukehren, den ich nicht liebe!“

„Diese Prinzipien sind vielleicht etwas eigenartig; denn schließlich kennen wir eine Menge Ehen, ausgezeichnete Ehen, wohlgeordnet, ich möchte fast sagen, es sind die meisten — bei denen die Liebe wenig zu schaffen hat. Es genügt eine Verständigung zwischen den Ehegatten, und da Herr Deutremont alles vergessen will, so wäre es häßlich von Ihnen, wollten Sie, die Sie ihn beleidigt haben, sich anspruchsvoller zeigen als er!“

„Ich habe keine Verzeihung verlangt!“

„Herr Deutremont ist ein zu vornehmer Charakter, um Sie Ihnen nicht zu gewähren, ohne daß Sie nötig hätten, darum zu bitten.“

„Aber ich will keine Verzeihung; ich verlange sie nicht! Das heiße nur . . .“

„Ob Sie wollen oder nicht, Sie können Ihren Mann nicht hindern, Ihnen gegenüber das heilige Vorrecht der Verzeihung zu üben, das wahrhaft edlen und großen Seelen innewohnt.“

„Wenn Sie mir die Verzeihung weiter so aufdrängen, werden Sie mich schließlich auf die Vermutung bringen, es stecke dahinter mehr als die gewöhnliche Heuchelei der vornehmen Welt, vielleicht gar eine nutzbringende Spekulation! Denn vergessen Sie nicht, ich kenne meinen Mann!“

„Oh, Madame, wie können Sie glauben? Wenn das die Absichten des Herrn Deutremont gewesen wären, so hätte ich mich niemals — niemals! mit dieser Angelegenheit beschäftigt!“

„Wenn dem so ist, so stellen Sie ihm vor, daß ich ihn nicht

liebe, daß ich ihn nicht lieben kann, und daß alle Verzeihung der Welt nichts daran zu ändern vermag.“

In diesem Augenblick näherte sich Deutremont, der sich bis dahin sehr korrekt verhalten hatte, dem Notar und sagte:

„Ich glaube, verehrter Freund, es wäre nutzlos, diese peinliche Unterredung weiter fortzusetzen; die von Madame angeführten Gründe sind derart immoralisch, daß sich darüber diskutieren läßt; und da Madame im vornherein erklärt hat, sie gehe auf meine Vorschläge ein, so mag sie nur wissen, daß ich mich niemals scheiden lassen werde; das verbieten mir meine religiösen Anschauungen auf das strengste!“

Kleines Feuilletou.

— In einem Baum eingewachsene Bilder. In der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ lesen wir: Am 1. Januar d. J. wurde die größte Eiche des bairischen Waldes, die St. Johannis-Eiche bei Falkenfels, vom Sturme niedergewrungen. Bei Zerkleinerung des Riesenstammes von 10 Meter Stodumfang fand man tief im Innern des Stammes, von der Rinde 1,05 Meter entfernt, zwei auf Blech gemalte, von eisernen Gittern überdeckte Bilder von 40/60 Centimeter Größe. Die Bilder waren in der Richtung von West nach Ost entfernt, so daß der Baum zur Zeit der Einfügung der Bilder schon einen Umfang von fast 4 Meter gehabt haben mußte. So weit die zum Teil noch gut erkennbaren Jahresringe einen annähernden Schluß auf das Alter der Eiche zulassen, dürfte dieselbe, die in Kirchenrechnungen aus dem 16. Jahrhundert schon als große, alte Eiche genannt wird, bei der Anbringung der Bilder über 300 Jahre alt gewesen sein. Das Ueberwachsen der Bilder mit einem über meterstarken Holzring möchte weitere 300 Jahre beansprucht haben. Die Bilder sind also wahrscheinlich Anfang des 16. Jahrhunderts als Marterln von einem frommen Katholiken angebracht worden. Durch die Verödung oder auch durch die Protestantisierung der Umgegend im 30jährigen Kriege mögen dann die Marterln außer Beacht und Achtung gekommen sein, so daß sich die Einlassung der Bilder (der noch sichtbare Falz ist im Holz 6 Centimeter tief) geschaffene Holzwunde sich ungehindert über Bilder und Gitter schließen konnte. Nach der Maltechnik der Bilder zu schließen, wovon das auf der Ostseite gefundene eine Waldpartie mit zwei Figuren zeigt, während das auf der Westseite befindliche fast ganz verwischt ist, können dieselben aus dem 16. Jahrhundert, zu dessen Anfang das Malen auf Eisenblech erstmals versucht wurde, stammen. —

v. Arsenik im Bier. Gutes, unverfälschtes Bier soll lediglich aus Wasser, Malz und Hopfen hergestellt sein, und wenn sonst noch Stoffe im Bier vorgefunden werden, so handelt es sich um eine zu irgend welchen Zwecken vorgenommene Verfälschung — so sagt die Theorie; in der Praxis aber ist es manchmal ganz anders. Denn wenn ein unter genauer Kontrolle hergestelltes und behandeltes Bier, dem tatsächlich nichts als Wasser, Malz und Hopfen zugefügt wurde, Gemisch analysiert wird, findet man oft, ja sogar meistens doch noch einen andern Bestandteil in ihm, und zwar einen der viel weniger harmlos ist, als die von „Bierverbessern“ zugegebenen Klär-, Färb- und Süßstoffe, nämlich nichts Geringeres als Arsenik. Zuerst konnte man sich gar nicht erklären, wie dies Gift ins Bier käme, endlich aber, nach vielfachem Probieren und Untersuchungen fand man, daß die Kohlen, mit denen der Malzboden und dann die Braupfannen geheizt werden, sehr oft Arsenik enthalten, daß dies in den Kohlenrauch und von da ins Malz und ins Bier gerät. Im Bier hat sich dieser Stoff so regelmäßig angefundnen, daß man sogar schon den Vorschlag machte, es sollte ein geringes Quantum von ihm jodel, wie erfahrungsgemäß aus dem Feuermaterial hineingelaugt, gesetzlich für zulässig erklärt werden. Aber noch ein anderer Punkt ist zu beachten. Arsenik läßt sich, wie aus dem Beispiel vieler Arsenikesser bekannt ist, wenn man die Menge des genossenen Arseniks allmählich steigert, schließlich in recht großen Quanten ungestraft verzeihen. So mögen wohl auch Biertrinker, die nach und nach größere Mengen Biers genießen, nach und nach größere Mengen des zugleich aufgenommenen Arseniks ohne Schaden vertragen, aber am Ende nehmen sie doch so viel Arsenik zu sich, daß es schädlich wirken muß. Und so ist es nicht undenkbar, daß der schädliche Einfluß von zu viel Bier nicht, wie man allgemein annimmt, dem Alkohol zuzuschreiben ist, sondern dem Arsenik. —

Musik.

Mehrere Male haben wir gesagt, mittelmäßige Künstler sollten das, was ihnen fehlt, ersetzen durch ein Programm, das den Hörer reichert entlastet. Fräulein Anna Zinkeisen, die vor drei Tagen (Dienstag) ein — besseren Besuches würdiges — Konzert gab, hat diesen guten Weg eingeschlagen; für sie ein Rettungsnetz! Denn schon singt sie nun einmal nicht — schön in dem Sinn wohlgebildeter, wohlgestalteter, wohlgefälliger Töne, die miteinander einheitliche, gleichmäßige Reigen bilden. Ihre Töne sind oft recht schön, bis zum „Säneibenden“, und meist so ungleich, daß man in Klangqualitäten ungefähr ebenso herumgeworfen wird, wie es räumlich in einem holpernden, rüttelnden Wagen geschieht. Fräulein Zinkeisen könnte gerade besser als andre von

gesangstechnischen Fortschritten Anwendung machen; versteht sie doch ihr geringes außerordentlich gut zu verwerthen! Namentlich im Piano läßt sie uns über ihre Mängel einigermaßen hinweghören; und ihre Stärkenmancen, ihre Bemühungen, sich in den Zergstimm hineinzuschmiegen, u. dgl. m. machen ihre Darbietungen — zumal im Ammutigen — nach der geistig-charakteristischen Seite ebenso anziehend, wie sie nach elementaren sinnlich-technischen Seiten unsympathisch sind.

Unter dem von ihr als Fernerliegendes Vorgebrachten sind vor allem erwähnenswert vier französische Tanzlieder aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Kaum jemals konnte einem der Ursprung eines großen Teiles unsrer Musikformen aus der Welt des Tanzes anschaulicher werden. Was erst wirtlicher Unterhaltungstanz, mit oder ohne Gesang war, wurde dann Tanzlied mit oder ohne Tanz (und zwar ebenso auf Kunst wie dort auf Unterhaltung abzielend) und wurde schließlich bloßes Instrumental-Tanzlied. Aus solchen Stücken bestehen die „Suiten“, die sich mit ihren Gavotten, Menuetten usw. seit dem 17. Jahrhundert durch die Musikgeschichte hindurchziehen. Zrl. Zinkeisen paßt für derlei Sachen gerade gut: das eine „Lambourin“ genannt (d. h. ein alter provençalischer Tanz, zu dem die baskische Trommel als Begleitung gehört), konnte sie wiederholen.

Auch drei altitalienische Arien waren willkommen: eine von dem Altmeister des Oratoriums, Giacomo Carissimi (17. Jahrh.), der sozusagen zu den Gründern des die Reize der Musik erfüllenden Stiles der begleiteten Melodie gehört; eine besonders temperamentvolle von dem kurzlebigen Giovanni Battista Pergolesi (gest. 1736), dessen „Stabat mater“ ihn wohl noch berühmter machte, als es seine Opern thaten; und eine von Nicola Jomelli (Mitte des 18. Jahrh.), bei dem sich ein „Misereere“ in ähnlicher Weise neben dem Ruhm seiner Opern hielt. Alle drei aus einer Zeit, für die man sich die Entwicklung des Musikunterrichtes nicht leicht zu hoch vorstellen kann — einer Zeit des subtilsten Gesangsunterrichtes und eines aller Wahrscheinlichkeit nach in diesen hineingearbeiteten Kompositionsunterrichtes, auf dessen Eigenart man eben aus der Gesangslichkeit — einer nicht bloß Spielenden sondern auch sprechenden Gesangslichkeit — solcher Kompositionen schließen darf.

Nur daß der Ausdruck, die Charakteristik primitiv waren gegen das, was man darin heute gewohnt ist. Heute: denn noch vor etwa einem Jahrzehnt war eine „Secession“ in Singliedern etwas kurios Neues, und E. Grieg ein mit manchem Kopfschütteln acceptierter Bahnbrecher. Die drei erstmalig gebrachten Lieder von Emil Sjögren, die jenes Konzerte noch weiterhin bereicherten, finden heute ebenso glatte Geleise in unsrem Bewußtsein, wie sie selber auf glatten Griechischen und auch Schubert'schen Geleisen laufen. Hat man sich über diese Einflüsse verständig, so wird man Sjögrens Lieder kann hoch genug schätzen und weiteres von ihm nicht lebhaft genug erwarten können. 1853 zu Stockholm geboren, daheim und in Berlin ausgebildet, ist er jetzt noch ein seltener Gast in Konzertprogrammen (am ehesten durch seine Violinsonaten). Seine drei Lieder, vorwiegend Naturstimmungsbilder, gehörten jedenfalls zu den erkenntlichsten Gesangsneheiten. — sz.

Meteorologisches.

— Höhen der verschiedenen Wolkenformen. Ueber die Höhen, in denen die Wolken schweben, wußte man noch vor wenigen Jahrzehnten nichts Genaueres, da nur gelegentliche Messungen darüber angestellt waren. Seitdem sind auch hierüber systematische Untersuchungen angestellt worden, besonders in der Zeit vom 1. Mai 1896 bis zum 1. Juni 1897, dem „internationalen Wolkenjahre“. Die Ergebnisse dieser Beobachtungen, die jetzt allmählich veröffentlicht werden, sind von großem Interesse. Die „Wölnische Zeitung“ bringt einiges aus den Wolkenmessungen in Washington. Danach schwebt die unter dem Namen Stratus bekannte Wolkenschicht gewöhnlich in einer Höhe von etwa 1 Kilometer, im Sommer etwas niedriger, im Winter durchschnittlich etwas höher. Die belaknten Cumuluswolken, welche, wenn sie gegen den Horizont hin lagern, sich wie mächtige schneebedeckte Berge darstellen, schweben mit ihrer unteren Fläche meist in Höhen von 1,2 Kilometer, ihre Gipfel ragen aber bisweilen bis in Höhen von 3 Kilometer empor. Der sogenannte Altocumulus schwebt in Höhen von 4,8 bis 5,8 Kilometer, noch höher der Cirrocumulus, die sogenannten Schäfchenwolken, deren mittlere Höhe 7,4 bis 8,4 Kilometer beträgt. Am höchsten in der Atmosphäre lagern die Cirruswolken, sie ziehen über den höchsten Gipfeln der Erde dahin, durchschnittlich in 10 Kilometer Höhe, bisweilen sogar in Höhen von 16,5 Kilometer über dem Boden. Alle Arten von Wolken schweben im Winter in niedrigeren Höhen als während des Sommers. Noch weit höher schweben die etwa seit 1884 gelegentlich sichtbar werdenden leuchtenden Nachtwolken. Ihre Höhe wurde 1885 zu 82 Kilometer gemessen, und bis 1891 hat sie sich nicht verringert. Diese Wolken sind jedoch nicht etwa selbstleuchtend, sondern glänzen lediglich im Sonnenlicht und verschwinden daher, sobald der Erdschatten sie trifft. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie ihre Entstehung den Staub- und Gasmassen verdanken, welche beim Ausbruche des Vulkans Kratatau im August 1883 bis in die höchsten Regionen der Atmosphäre emporgeschleudert wurden. Höher als selbst diese Wolken schweben endlich gewisse Duftpartien, die sich bei großen Nordlichtern zeigen und matt-

weißen Cumuluswolken läufchend ähnlich sehen. Nach zuverlässigen Messungen beträgt ihre Höhe über dem Erdboden 700—800 Kilometer, auch leuchten sie in eigenem (elektrischem) Lichte. Die Geschwindigkeit, mit der sich die Wolken fortbewegen, nimmt von den untersten Schichten bis zu den hohen Regionen der Atmosphäre stetig zu. Die Stratuswolken haben nach den Beobachtungen in Washington eine Bewegung von durchschnittlich 6 Meter in der Sekunde während des Sommers und von 10,5 Meter im Winter. Die Cumuluswolken bewegen sich 15 Meter im Sommer und bis zu 21 Meter im Winter, der Cirrocumulus zeigt Geschwindigkeiten von 23 Meter im Sommer und 33 Meter im Winter, der Cirrus solche von 30 und 35 Meter. Die sogenannten leuchtenden Nachtwolken wandern höchst wahrscheinlich im Lauf des Jahres von der einen zur andern Polarkzone und befinden sich dabei stets über derjenigen Halbkugel der Erde, die Sommer hat. —

Technisches.

— Elektrisch betriebene Schreibmaschine. Die Elektrizitäts-Aktiengesellschaft vorm. Schudert u. Co. in Nürnberg baute nach den Patenten des Spaniers Mérah-Mozar eine Schreibmaschine „Elektrotypograph“, deren Thätigkeit in zwei getrennten Maschinen sich abwickelt. Der eine Teil, die Schreibmaschine, stellt gelochte Papierstreifen für den zweiten Teil, die Gießmaschine, her. Es wird in der Schreibmaschine durch Druck auf Buchstabenastern, ganz wie bei den sonstigen Schreibmaschinen, einerseits die übliche Druckschrift hervorgebracht, andererseits gleichzeitig ein sich bewegender Papierstreifen durch Stangen mit viereckigen Löchern versehen. Jedem Buchstaben entspricht in diesem Streifen eine Lochstellung; Anzahl und Lage der Löcher einer Querreihe kennzeichnen den Buchstaben. Die Druckschrift der Schreibmaschine bildet die Probe auf die Richtigkeit des Satzes und vertritt die Stelle des Korrekturabzugs. Der gestanzte Papierstreifen wird in die Gießmaschine eingelegt; er bewegt sich hier zwischen metallenen Fühlhebeln und einer gleichen Unterlage. Fällt ein Fühlhebel durch ein Loch auf die Unterlage, so wird dadurch ein Strom geschlossen; schließt der Hebel auf dem Papier, so bleibt der Strom unterbrochen. Jedem Buchstaben wird auf diesem Wege ein Strom oder eine bestimmte Verbindung mehrerer Ströme zugewiesen. Die Ströme erregen Elektromagnete, welche durch ihre Unter Teile der Maschine in Bewegung setzen. So wird durch jede besondere Lochstellung eine besondere Bewegung ausgelöst, welche die der Lochstellung zugehörige Buchstabenmatrize zur Gußstelle bringt. Dort wird geschmolzenes Letternmetall einer zusammengestellten Zeile solcher Matrizen entgegengedrückt, es erstarrt in den Metallformen, eine gegossene Buchstabenzeile ist für den Druck fertig. Nach diesem Druck wird sie wieder eingeschmolzen und jeder neue Druck erfolgt mit neuen scharfen Lettern. Stereotypsatz ist für spätere Renaufgaben unnötig, Aufbewahrung der Lochstreifen genügt, um in der Gießmaschine den Satz wieder herstellen zu können. Jede der zwei Maschinen bedarf nur 1 Quadratmeter Grundfläche zur Aufstellung, auch können beide in getrennten Räumen arbeiten. Da die Schreibmaschine in der Minute 180 Buchstaben zu stanzen vermag, die Gießmaschine je nach Letterngröße 80—90 Buchstaben in der Minute druckfertig stellt, so ist nur eine Schreibmaschine für je zwei Gießmaschinen nötig. — („Prometheus.“)

Notizen.

- Der Pariser Schriftsteller Dubut de Laforest hat sich aus seiner im vierten Etage gelegenen Wohnung auf die Straße gestürzt und ist dort tot liegen geblieben. Grund: Etel am Metier. —
- „Die kleine Kammer“, ein Einakter von Hans Hyan, wird demnächst bei Wolzogen aufgeführt werden. —
- Die „Elf Scharfrichter“ kommen nicht nach Berlin, da die Polizei die Vorstellungen als „private“ nicht anerkannt hat. —
- Hans Gopfens Lustspiel „Hexenfang“ und Lothar Schmidts Schwan „Der Mensch in der Bestie“ gehen am 7. April im Schiller-Theater in Scene. —
- Die für den 9. April angekündigte Aufführung des Schauspiel „Die Hochstapler“ durch die Neue Bühne ist auf den 16. April verschoben worden. —
- Der Deutsche und Oestreichische Alpenverein veranstaltet zwecks Gewinnung von Entwürfen für seine Mitgliedsarten ein Preisanschreiben, bei dem drei Preise (200 M., 100 M. und 50 M.) ausgesetzt sind. Näheres ist zu erfahren durch die Redaktion der „Decorativen Kunst“ in München. —
- Das Deficit der Darmstädter Künstlerkolonie hat, nach dem „Berliner Tagebl.“, den Garantiefonds um 31 000 M. überschritten. —
- Die Fläche des Daßsteingletschers hat sich von 1855 bis heute von 522 Hektar auf 422 Hektar verringert. Der Eisverlust betrug in dieser Zeit 180 Millionen Kubikmeter. Die untere Grenze des Gletschers ist um 115 Meter nach oben gerückt. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 6. April.